

fassen können, das Fremde und das Andere am Weibe, in das Keiner hinein, über das Keiner hinaus kann, das Sphinxische, welches durch die Jahrhunderte foltert, das Grauenhafte, daß der Mann niemals auch nur eine einzige Frau begreift, sondern Jede, wie er ringe, wie er werbe, wie er flehe, immer nur als ein glattes, fischiges Ungeheuer empfindet, das ihm entchlüpft, während die kalten Nerven schauern. Armand Silvestre hat das einmal glücklich geformelt: „Ich habe mir nie vorstellen können, daß die Frau wirklich bloß das Weibchen vom Manne sein sollte“. Wir fühlen sie als eine verschlossene Welt, von der wir nichts wissen können, in die wir nicht dringen können, die unsere Organe uns versagen.

So empfinde ich die Natur des Weibes, welche unter dem Wechsel ihrer sozialen Erscheinungen verhart, als ein mit der männlichen nimmermehr Ausöhnliches und Vergleichbares, mit welchem außer dem Kampfe kein anderes Verhältniß jemals gedacht werden kann; und dieses, welches jeder erfährt, jedesmal, wenn er an das Weib geräth, sehe ich als das eigentliche Problem zwischen Mann und Frau, daß ihre Körper von einander nicht lassen und ihre Seelen mit einander sich nicht verbinden können, und daß die Spaltung der Geschlechter, welche die Liebe täglich erneuert, täglich auch den Haß erneuern muß.

Es ist aber nicht als Theorie, sondern es ist bloß als Instinkt, daß ich das behaupte.

Bernhard Währ.

Warnung.

Von Paris wird ganz traurig und kläglich geschrieben, alle Versicherungen des Sieges zerknittert, daß es wieder einmal nichts sei, gegen alle Erwartungen, gar nichts. Und den verfrühten Sommer-Fall der naturalistischen Hoffnungen sollten wir nur rasch wieder einpacken; wir könnten uns sonst höchstens noch allen Muth erkriegen. Und wir waren so stolz und hatten uns schon so gefreut!

Es handelt sich nämlich um die Premiere von „Une famille“ Henri Lavedan's, am letzten Sonnabend in der Comédie-Française.

Wir erwarteten einen Sieg und eine Niederlage ist's geworden. Freilich, ein Fall auf Rosen und den willigen Lorbeer der Freunde, weich und ohne Gefahr, als daß einem eine Weile der Kopf brummt. Aber endlich ein Fall, trotz alledem, ein richtiger Durchfall mit allem Zuhörer, mit dem nachklugen Rathe der Genossen, mit dem tröstlichen Wohlwollen der Feinde.

Es hat seinen guten Grund, daß wir Sieg erwarten mußten. Und es hat seinen guten Grund, daß es Niederlage werden mußte. Und wenn wir diese guten Gründe vergleichen und erwägen, das kann eine gedeihliche und heilsame Warnung geben für die Zukunft, da doch einmal die Schläge in allem Menschlichen immer die wirksamsten Lehren sind.

Es giebt heute nicht viele, die sich mit dem Talente Henri Lavedan's zu messen vermögen, in Frankreich nicht und draußen schon gar nicht. Er ist einer für sich, anders als die anderen, eine Natur; er ist 1890, in seinem Blute rollen die Begierden der Zeit; und er ist Künstler, er vermag seinen Ausdruck — was er zu sagen hat, das weiß er auch zu sagen. Er hat einen betastenden, auskleidenden, aufwühlenden Blick, polizistisch bis in die Eingeweide des Lebens, daß er die Menschen sieht, wie die Maler die Frauen sehen: durch Kleid und Nieder hindurch gleich immer den Akt. Er gewinnt durch ihn aus kleinen Erscheinungen große Wirkungen auf seine Seele, indem seine raschen, empfindsamen und intuitiven Nerven einem einzigen Worte, einer einzigen Geberde, jedem jähen und reuig wieder vergänglichem Zuge gleich die Sensation der ganzen Characteres entnehmen. Er setzt diese aufgenommenen Gestaltungen, aus seinen eigenen Energien gerüstet und bewaffnet, mit solcher Triebkraft endlich in das Wirkliche zurück, daß sie genau die nämlichen Sensationen mit genau der nämlichen Intensität in den anderen erzwingen. Er

gibt diese heftigen Stöße, welche er vom Leben empfängt, dem Leben nachher in gleicher Münze und mit Zinsen wieder zurück: er ist nur, von hallender Resonanz, das Instrument, auf welchem die Wirklichkeit für die anderen spielt.

So ist der Lavedan der „Inconsolables“, der „Haute“, der „Nocturnes“. Diesem Lavedan vertrauten wir und hatten wohl Ursache. Dieser brauchte bloß so auf die Bühne zu klettern, so wie er ist, und seiner indulgence amère, die aus ihm das Leben singt, war kein hämischer Widerspruch gewachsen.

Aber wenn wir ihm vertrauten, er selber vertraute sich nicht. Er hatte nicht den Muth seiner selbst. Er flüchtete sich in Verkleidung und Maske und verummte sich in alte Conventione, daß der Erfolg ihn nicht erkennen konnte und vorüber ging.

Ich glaube, der gute Lavedan hat bloß zu viel Sarcey gelesen, nichts anderes ist daran schuld. Das kann der zehnte nicht vertragen, wenn ihm so von Kindesbeinen alle Sonntag auf der nämlichen kritischen Posaune, mit den nämlichen Refrains, immer die nämliche Bonzen-Mestheit eingeblasen wird, zwölf Spalten unerbittlich jede Woche und am Ende des Jahres erst noch einmal wieder vom Anfang an in weihnachtsbücherliche Dickwänste gebunden — das hat denn zuletzt natürlich ganze Generationen hypnotisirt. Es müßte einer ja Nerven wie ein Nilpferd haben.

Er hat zu viel Sarcey gelesen, bis ihm am Ende die Ohren summten vom sens du théâtre und die Augen stürzten vom homme du théâtre und die Nerven taumelten von jeux de théâtre und das Gehirn schwandelte von scènes à faire und das ganze Blut völlig vergiftet war von diesem gravitatisch lächerlichen Wahn, daß auf der Bühne alles vom procédé abhängt, von den Tänken und Kniffen eines betrügerischen Verfahrens.

Darauf, nämlich, läuft die ganze Weisheit Sarcey am Ende hinaus, man kann es nicht anders nennen. Sie ist vom Naturalismus ebenso weit weg wie von der Romantik und vom Classicismus; von allem wirklichen Theater überhaupt. Sie hat mit keiner Kunst etwas zu schaffen, welche den Ausdruck einer Seele sucht, sondern sie lehrt bloß die Künste, wie man den Eindruck auf die Nerven findet. Sie will bloß „amüsiren“, indem sie dem Publikum was „vormacht“, sodaß es sich trotz der Mühsal des Verdauens dennoch am Ende herbeiläßt, zu suivre d'un bout à l'autre avec curiosité. Das ist das Ideal, ein wahres Taschenspieler-Ideal. Es kommt nicht darauf an, irgend etwas auszudrücken und darzustellen. Weder ein Stück Leben noch ein Stück Geist wird verlangt. Nichts, im Gegentheil, ist das Höchste, eine Phantasie, keine Idee, keine Wahrheit: faire avec rien, mais bien conduire, adroitement couper et ingénieusement arranger — man weiß wirklich, wenn man eine Zeit lang Sarcey lernt, wirklich am Ende nicht, ob es nicht etwa vielmehr ein Handbuch der Damenschneiderei ist, an das man aus Versehen gerathen. Handwerk ist der ganze Witz, Geschicklichkeit und Geschwindigkeit der Finger, und es ist, mit fünf, höchstens sechs Trucs im Ganzen, ohne Abwechslung immer dasselbe.

Ich begreife ja den Erfolg dieser Lehre ganz gut, ich begreife den Zulauf der Schüler und die große Anbacht. Es muß Viele verlocken, aus nichts etwas hervorzubringen: man riskirt nichts und kann manches gewinnen. Die Habenichtse, natürlich, lassen sich das nicht zwei Mal sagen und sind zu entschuldigen: anders können sie es zu nichts bringen. Aber bloß die reichen Leute begreife ich nicht, die es gar nicht einmal nöthig hätten, warum sie in ihr Gold falsche Münze mischen. Von diesen ist es nicht schön, die Bauernfängerei mitzumachen.

Dahin nämlich ist es allmählig gekommen. Die Formeln, hinter welchen sich versteckte, wer nichts zu sagen hatte, sind zu Regeln ausgerufen worden, außer welchen überhaupt nichts gesagt werden darf noch kann, und die Ausflucht der ohne sie talentlosen Verlegenheit gilt jetzt als Gesetz der durch sie verlegenen Talente. Womit sich die Litteraten weiter fretteten, durch eben das gerade ist die Litteratur jetzt am ärgsten bedroht.

Man glaubt — und Mächtige glauben es — daß es ohne Compromiß nicht geht und daß die neuen Originale nicht geschaffen werden können als nur in der alten Schablone. Man glaubt, des hergebrachten procédé noch nicht entrathen zu können. Man glaubt an die Wunder der „Concessionen“.

Das war ganz richtig, für Frankreich, noch vor zwei, drei Jahren, und anders wä-
der Naturalismus niemals so rasch gediehen. Es ist ganz richtig für jedes naturalistisch
ungebildete Publikum, dem man erst den Gaumen kitzeln muß, durch Zurichtung der Modernen.
Es ist ganz richtig — Sudermann beweist es — heute noch für Berlin.

Aber es ist heute schon falsch für Paris, wie es morgen falsch sein wird auch für Berlin.
Der Naturalismus, wie er nur einmal dem Geschmacke in die Aern gelassen, ist ein rascher
Gift und alles Alte vertilgt und entmerzt er jäh. Vor fünf Jahren noch konnte naturalistisch
Gehalt die behutsamste alte Convention gefährden, heute gefährdet conventionelle Form berei-
den verwegene Naturalismus — das Tempo der Kultur ist elektrisch geworden.

Armer Lavedan! Und er hatte es so gut gemeint. Er war nur allzu geschick und dach-
zu sehr an die Rücksicht.

Wie, wenn er sich auf die Strümpfe machte und rasch zu uns käme, rasch nach Berlin.
Wir könnten ihn hier gerade noch brauchen. Wir sind hier noch nicht so weit, wir können die
opportunistische Vorsicht hier noch nicht entbehren — sonst machen wir unsere behagliche
Wiedermeier ganz kopfscheu und toll, und wenn erst die Landauer durchgehen, dann wird
es gefährlich.

Aber rasch müßte er kommen und müßte sich sputen. Sonst könnte es ihm passiren, da-
es auch hier schon wieder zu spät wäre. Denn wenn wir gleich etwas langsamer marschiren
als auf der anderen Seite des Rheins, es geht doch auch vorwärts und zum Ziele.

Karl Linz.

Das Barnay-Theater.

Das von Herrn Ludwig Barnay begründete und geleitete Berliner Theater hat in den
letzten Wochen drei größere Aufführungen in Scene gesetzt: Schiller's „Räuber“, Dumas
„Racan“ und das Barnay-Jubiläum.

1885 waren es 25 Jahre, daß Herr Barnay Schauspieler wurde. Da er damals große
feinen Austritt aus dem Deutschen Theater, an das ihn contractliche Versprechungen banden
erzwungen hatte, schien es nicht angezeigt, den Ehrentag zu feiern; aber das Gefühl eines ver-
paßten Jubiläums verließ den Darsteller seit jener Zeit nicht mehr. Vergleichen sitzt in
Fleisch, lastend, wie eine alte Kugel; und so war die subjective Nothwendigkeit gegeben, daß
1885 Verabkümte, je eher je lieber, nachzuholen. Auf den fünfzigjährigen Gedenttag zu warten
erschien unsicher; es wurde der dreißigjährige gewählt. Ein ungewöhnlicher Tag vielleicht
aber kann man schließlich nicht zu jeder Zeit gedenken? Wenn es einen dreißigjährigen Krie-
giebt — weshalb soll es kein dreißigjähriges Jubiläum geben? Begeisterung, weiß man, ist
keine Heringswaare, die man einpökelt auf viele Jahre; frische Fische jedoch sind gute Fische
selbst bei Schauspieler-Jubiläen. So verlief denn alles auf's Schönste; kein Unfall störte das
Programm; und seine drei Etappen: Festakt am Morgen, Festvorstellung und Festbankett am
Abend, zeigten in vollem Glanze den Regisseur und den virtuosen Nebner Barnay. „Ich habe
kein Talent zur Feierlichkeit“, hat Theodor Fontane gesagt: Herr Barnay, im Gegentheil
hat ein ganz ungewöhnliches Talent zur Feierlichkeit und zum Gefeiertwerden, und den zum
Himmel dampfenden Hekatomben wohlarrangirter Huldigungen hielt er Stand mit eherner Stirn.

Während so die Worte Genialität und Meister im Marktpreise fielen, und eine im Hause
Barnay gefertigte Festbrochüre, zu allem Ueberfluß, die Welt belehrte, was der Herr de
Berliner Theaters der deutschen Kunst zu gelten habe, war es schwer, eine Satire nicht zu
schreiben; die Berliner Presse jedoch hat dieses Schwerste spielend vollbracht, und mit ernsthafter
Miene berichtet von Festakt, Festvorstellung, Festbankett. Sie hat auch berichtet, welche
Gelöbniß, — ich weiß nicht, war es beim Festakt, bei der Festvorstellung, oder beim Festbankett? —
Herr Barnay abgelegt: seine Bühne immer mehr zu einer Volksbühne im edelsten Sinne zu